

ISABEL
ABEDI



DIE LÄNGSTE
NACHT

Arena

Bunny, weil ich ihn noch nie gewaschen hatte, aber sein tröstlich muffiger Geruch gehörte zu ihm, genauso wie der silberne Halbmond, der mit einem Lederband um seinen Hals gebunden war. Mit seiner romantischen Gravur auf der Innenseite und dem Mondstein in der Mitte war dieser Anhänger eigentlich nicht das geeignete Schmuckstück für einen Schlafhasen, und ich hatte keine Ahnung, wie es an Hannibals Hals gekommen war, aber für mich waren die beiden eine untrennbare Einheit. Wenn ich nachts nicht schlafen konnte, rieb ich oft meinen Finger über den glatten Stein. Soweit ich mich erinnern konnte, hatte ich keine Nacht meines Lebens ohne Hannibal geschlafen und ihn auf jede einzelne Reise mitgeschleppt – die Oberstufenreise inklusive. Also durfte er auf der Fahrt meines Lebens natürlich auch nicht fehlen.

Mit jedem Meter, den wir hinter uns zurückließen, wurde mir leichter ums Herz, und ich fühlte mich so frei wie noch nie in meinem Leben. Es hätte mich nicht gewundert, wenn mir Flügel aus den Schulterblättern gewachsen wären.

Von den anderen Reisenden auf der Autobahn ernteten wir bewundernde Blicke, da wir unsere Handschriften auch auf der Außenfläche des Bullis hinterlassen hatten. Auf der Fahrerseite prangte Danilos Werk; das Dharma-Rad, das Buddhas achtpfadigen Weg zur Befreiung verkörperte. Trixie hatte mit Flower-Power gekontert und die Beifahrerseite in eine psychedelische Prilblumenwiese bei Sonnenuntergang verwandelt. Die Rückseite gehörte Led Zeppelin und mir. Mit silberner Lackfarbe hatte ich einen Satz aus meinem Lieblingssong *Stairway to Heaven* auf die Heckklappe gepinselt:

*There's a feeling I get,
when I look to the west
And my spirit is crying for leaving.*

Und genau so fühlte ich mich auch, als wir zum Soundtrack von Trixies iPod-Mix, der durch die großen Boxen wummerte, unserem bisherigen Leben den Rücken kehrten.

In unserer Fantasie reisten wir auf den ersten Kilometern schon einmal die gesamte Strecke durch, die wir in den letzten Wochen immer enger festgezurt hatten. Von Italien aus sollte es zur Côte d'Azur gehen, weiter nach Barcelona, Gibraltar, Lissabon und Santiago de Compostela und von dort aus dann an der westlichen Küste Frankreichs entlang, bis wir irgendwann wieder oben ankommen und über Brüssel und Amsterdam zurück in Hamburg landen wollten. Das war unser Plan. Natürlich war er offen für spontane Änderungen, aber dass meine Reise in Italien enden und ich die anderen Stationen nicht zu sehen bekommen würde, hätte ich zu diesem Zeitpunkt keinem Propheten dieser Erde geglaubt.

Unsere ersten beiden Nächte verbrachten wir in der Nähe von Basel, wo wir uns entgegen aller Warnungen, wild zu campen, ein stilles Plätzchen an einem Seeufer suchten, weshalb das bedeutendste Bauwerk, das wir in Basel sahen, eine Apotheke war, in der wir uns mit Antimückenspray versorgten. Die dritte Nacht verbrachten wir auf einem Campingplatz am Lago Maggiore, wo wir uns abends im strömenden Regen mit drei jungen Dänen, die sich Ben, Sven und Ken nannten, ein Flunkyball-Duell lieferten, nach dessen Ende Trixie kotzend in den Büschen hing und ich den Heiratsantrag von Ken ablehnte, der mich davon überzeugen wollte, dass ich die Frau seines Lebens wäre. Unser

nächster Stopp sollte eigentlich Venedig sein, aber nach einer längeren Debatte wegen der restlos ausgebuchten Campingplätze machten wir unsere erste Planänderung. Wir beschlossen, die Insel der Kanäle, Brücken und Gondeln zu streichen und auf direktem Weg über Mailand nach Florenz zu fahren. Es war unsere erste Nachtfahrt und ein Unfall – ein ausscherender Lastwagen hatte das Aufeinanderfahren von vier Pkws nach sich gezogen – nagelte uns über fünf Stunden auf der Autobahn fest. Nach Toten sah es zum Glück nicht aus, aber der Stau sorgte dafür, dass wir erst in den frühen Morgenstunden in Florenz ankamen.

An unsere Ankunft erinnere ich mich noch so deutlich, als wäre es gestern gewesen. Irgendwo zwischen Parma und Bologna war ich eingeknickt, und beim Aufwachen rann mir ein feiner Speichelfaden aus dem linken Mundwinkel. Meine Wangen glühten, in meinem Ohr kitzelte das Fell von Hannibal, den ich als Kissenersatz benutzt hatte, und durch meinen Kopf geisterten verworrene Träume, die mir entglitten, sobald ich sie festhalten wollte. Die Stadt war in fahles Mondlicht getaucht, sie schien ebenso zu erwachen wie ich und war noch unberührt von all dem Rummel, der täglich um sie gemacht wurde. Danilo hatte den VW-Bus in der Nähe des Bahnhofs geparkt, und wir ließen uns durch die verlassen Gassen des Zentrums treiben, die Stunden später von Touristen verstopft sein würden. Aber noch brannten keine Lichter in den Schaufenstern, hinter denen Taschen, Sonnenbrillen, Schuhe und unzählige Souvenirs auf ihre Käufer warteten. Auch die Eisdielen, Restaurants und Lebensmittelgeschäfte mit Käse, Fleisch und Wein waren geschlossen, aber immer wieder wurde mein Blick auf die Menschen gelenkt, die um diese Zeit auf den Beinen waren. Ein bezopfter Italiener im Anzug, der auf einem freien Platz vor einem Brunnen stand und in seine aufgeschlagene Zeitung versunken war. Ein müder Alter, der mit krummem Rücken vor seinem Laden fegte, und zwei Obdachlose, die vor dem fotografischen Museum campierten, einer tief schlafend auf dem Asphalt, der andere rauchend in einem Klappsitz.

Als sich die ersten Sonnenstrahlen ihren Weg durch die weiße Nebeldecke bahnten, umrundeten wir den Dom *Santa Maria del Fiore*, dessen Kuppel als das Wunder von Florenz bezeichnet wird. Majestätisch, fast überdimensional thronte sie über den Dächern der Stadt. Ganz oben auf ihrem Haupt schien der winzige Kirchturm mit der goldenen Kugel und dem Kreuz den Himmel zu berühren. Ein paar Tauben flogen von den Köpfen der Heiligen herab und ließen sich auf dem Pflaster nieder, wo sie mit ruckenden Köpfen umherstolzierten und nach Essensresten pickten.

Die einzigen Menschen, denen wir auf dem Platz begegneten, waren ein Mann und seine kleine Tochter. Er trug sie huckepack. Das Mädchen war vielleicht drei Jahre alt, es hatte einen dicken dunkelbraunen Zopf und hopste auf den Schultern seines Vaters auf und ab, als wollte es ein träges Reitpferd antreiben.

Mich durchzuckte eine Empfindung, als ob ich selbst dort oben säße und *Avanti, Avanti!* riefte. Es war so real, dass ich die starken Hände des Mannes an meinen Fesseln fühlte.

Avanti heißt *schneller*, aber das Mädchen hatte nichts gerufen, und ich war so verstört, dass ich stehen blieb, bis sich Trixie erstaunt zu mir umdrehte.

»Ist was passiert?«

»Alles gut«, sagte ich, aber meine Stimme klang klein und fremd in meinen Ohren. Plötzlich fühlte ich mich verlassen und wusste nicht, von wem. Trixie legte ihren Arm um meine Schultern, sie bohrte nicht weiter nach und ich war ihr dankbar für ihre wortlose Unterstützung.

In einem der Cafés, die jetzt aufmachten, kehrten wir ein, aßen mit Puderzucker bestäubte Croissants und tranken Cappuccino. Der Milchschaum fühlte sich auf meiner Zunge an wie Samt, die kräftige Substanz des Espressos strömte durch meine Adern und weckte mich aus meiner merkwürdigen Stimmung.

»Ich hoffe, dass wir in Florenz ein bisschen Kirchenmusik zu hören kriegen«, sagte Danilo. »Ich muss mir unbedingt ein Konzertprogramm besorgen.«

Danilo war ein begnadeter Cellospieler, und seine dicke Berta, wie Trixie sein Cello getauft hatte, nahm einen großen Teil des Bullis ein. Unsere Schule in Hamburg hatte einen italienischen Zweig, und Danilo und ich hatten beide Italienisch als Leistungskurs gewählt. Ich der Sprache wegen, die mir im Gegensatz zu Englisch quasi in den Schoß gefallen war, und Danilo wegen seines lang gehegten Traumes, irgendwann einmal ein paar Auslandssemester in Italien zu verbringen. Nach unserer Reise würde er erst mal mit Trixie nach Berlin ziehen, wo er Musik und sie Kulturmanagement studieren wollten. Ich interessierte mich für Kostümbildner, aber wo und ob ich es studieren wollte, war mir noch nicht ganz klar. Mein Traum war zu reisen, am liebsten durch die ganze Welt. Europa war der Anfang – und Florenz sollte mich in den drei Tagen, die wir dort verbrachten, auf verwirrende Art und Weise in Bann halten. Die Luft, die nach Hitze, Staub und Flusswasser schmeckte, schien mir vertraut, und ich bekam nicht genug davon, sie einzuatmen, selbst wenn es vierzig Grad im Schatten waren und die Stadt überquoll von Touristen.

Wir zogen kreuz und quer durch die Stadt, liefen am Arno entlang und hingen nachts in einer Bar mit winziger Tanzfläche ab, wo ich Floyd kennenlernte, einen Backpacker aus irgendeinem Kaff in Oklahoma. Gemeinsam streiften wir durch das nächtliche Florenz, redeten viel übers Reisen und darüber, wie es sich anfühlte, Leute kennenzulernen, die man anschließend nie wiedersah.

»Es hebt dich aus der Zeit«, meinte Floyd. »Niemand kennt dich und niemand wird dich wiedererkennen. Du kannst jemand anders sein, du hast keine Vergangenheit, und wenn du eine brauchst, kannst du dir eine ausdenken.«

Der Gedanke gefiel mir, und Florenz bei Nacht gefiel mir auch. Wir sahen noch einmal den Dom, wie er riesig und wunderschön in den Sternenhimmel ragte. Auf der Ponte Vecchio saßen ein paar Jugendliche und tranken Bier, und auf der Brücke vor einem Brunnen fragte mich Floyd, ob ich nicht Lust hätte, ihm die ewige Treue zu schwören.

»Du musst den Schwur ja nicht halten«, sagte er. »Ich bin auch nicht in dich verknallt oder so, es geht nur um die Tradition.«

Floyd zeigte auf die unzähligen Schlösser, die an die eisernen Stäbe des Brunnengeländers festgekettet waren. Sie trugen die Initialen von Liebenden, auf vielen war ein Datum, und einige Jahreszahlen lagen schon eine halbe Ewigkeit zurück.

»Schau es dir an«, seufzte Floyd theatralisch. »So viele Liebende. Möchte wissen, wer

von ihnen das Versprechen gehalten hat. Manche sind jetzt vielleicht schon im Jenseits.«

Eines der Schlösser, ein großes goldenes, hatte die Buchstaben L und A eingraviert, und darüber stand in altmodisch verschnörkelter Schrift *per sempre*. Für immer.

Für eine schreckliche Blitzsekunde tauchte wieder das alpträumhafte Bild von dem Brunnenmädchen in mir auf. Es streckte seine Arme nach mir aus und meine Kehle zog sich schmerzhaft zusammen. Krampfhaft starrte ich auf das Schloss mit dem eingravierten L und dachte an meine Schwester, zu deren Namen ich kein Gesicht, keine Gestalt vor Augen hatte.

Ich habe mal gelesen, dass alle Trauernden einsam sind, selbst wenn sie um denselben Menschen weinen, den sie verloren haben. Einsam war in meiner Familie jeder von uns, und wenn meine Eltern weinten, dann taten sie es hinter verschlossenen Türen, jeder für sich. Ich dagegen wusste nicht, wen ich verloren hatte, und was mich am traurigsten machte, war, dass ich nicht traurig sein konnte.

Weinen konnte ich auch nicht – überhaupt nicht, nie. Ich kannte keine verrotzte Nase, keine verquollenen Augen, keine heftigen Schluchzer, die aus der Brust steigen und sich ihren Weg brechen, ich kannte nicht einmal das Gefühl von Tränen auf der Haut, wenn sie leise die Wangen herunterlaufen. Manchmal überlegte ich, ob ich mit meiner Mutter mehr gemeinsam hatte, als mir lieb war, auch wenn mich diese Vorstellung gruselte.

Nachdem Floyd mich zum Campingplatz gebracht und vergeblich um ein Nachtquartier in meinem Turmzimmer gebeten hatte, verabschiedeten wir uns. Ich sah Floyd nie wieder, und von einer Seite betrachtet spielte er für meine Geschichte keine Rolle, genauso wenig wie die anderen Dinge, die wir am Anfang unserer Reise erlebten. Aber wenn ich daran zurückdenke, fühle ich wieder, wie ich drauf war, wie diese Reise eigentlich werden sollte – und später, als ich alles in einem anderen Licht sah, ergaben einige dieser Erlebnisse dann doch einen Sinn.

Es war unser zweiter Tag in Florenz, wir hatten uns pflichtschuldig in der langen Warteschlange vor den Uffizien die Beine in den Bauch gestanden und bestaunten nun die Kunstwerke der Renaissance in den prunkvollen Sälen. An jedem Winkel, selbst von den hohen Decken leuchtete eine Welt an Bildern, die ich nie zuvor gesehen hatte, Engel, Heilige und Dämonen in prachtvollen Farben, sie kamen mir vor wie überirdische Wimmelbilder, von deren Bedeutung ich jedoch keinen blassen Schimmer hatte. Mir lag nichts an einer geführten Tour, ich wollte den Kopf abschalten, einfach fühlen, wo es mich hinzog.

Das Bild, das mich am längsten festhielt, war die Geburt der Venus. Logisch, es ist eins der berühmtesten Bilder der Welt, tausendfach reproduziert und für Werbezwecke ausgeschlachtet, aber was mich anzog, war nicht seine leibhaftige, lebensgroße Pracht. Es waren die traurigen Augen des Mädchens, das nackt und bloß auf dem äußersten Rand seiner Muschel schwebte. Ja, sie war ein Mädchen für mich, nicht älter, als ich jetzt war, doch ich fühlte mich plötzlich kleiner, kindlicher, ich schien vor dem Gemälde zu schrumpfen und der in sich gekehrte Blick des Mädchens zog mich in einen mächtigen, fast schmerzhaften Bann. Es war voll in den Uffizien, und sicher hatten sich gerade um dieses Bild außer mir noch Dutzende anderer Zuschauer geschart, aber in meiner Erinnerung war

ich allein, offensichtlich hatte ich alles um mich herum komplett ausgeblendet. Ich fühlte ein Ziehen in meiner Brust, mein Herz schlug hart und schnell. Ich wollte zu ihr, zu ihr in die Muschel, mich an ihr festhalten – oder mehr noch, sie zu mir auf den Boden ziehen, weg von den Engeln an ihrer Seite und der Göttin mit den flammenden Haaren, die ihren purpurnen Mantel um sie hüllen wollte. Aber ich war zu schwach, zu klein, und ich wusste plötzlich nicht mal, ob ich sprechen könnte, wenn ich den Mund aufmachte.

»Verdammt, ich hab einen solchen Druck auf der Blase, dass ich gleich explodiere.« Trixies Stimme riss mich so abrupt aus meiner seltsamen Trance, dass ich sie anstarrte wie einen Geist, aber sie bemerkte meinen Zustand nicht, zog mich an der Hand Richtung Ausgang, und ich war dankbar, von hier wegzukommen.

Am dritten Tag machten Trixie und ich Kontrastprogramm. Trixie schleifte mich an den von Touristen überfluteten Marktständen vorbei durch unzählige Schuhläden, um irgendwann ein paar knallrote Lackstiefel *Made in Taiwan* zu kaufen, während Danilo die Kirchen abließ und tatsächlich ein paar Konzerte hörte. Allerdings nichts, das ihn wirklich beeindruckte.

»Vielleicht hast du mehr Glück in Rom«, tröstete ihn Trixie, als wir am nächsten Tag aufbrechen wollten. Danilo machte gerade den Bulli startklar, während sich Trixie noch schnell die Fußnägel im türkisfarbenen Krümelmonsterlook lackierte. Ich schnappte mir unseren Reiseführer, um zu sehen, ob ich irgendwelche lohnenswerten Abstecher auf unserer heutigen Route entdecken würde.

»Hier gibt es ein Kloster, das dich vielleicht interessiert«, rief ich zu Danilo hinüber und las ihm aus dem Artikel vor, den ich gerade aufgeschlagen hatte. »In der Provinz von Siena stehen die Überreste des ehemaligen Klosters San Giordano, das als schönste sakrale Ruine der Toskana bezeichnet wird. In den Sommermonaten sind die klassischen Konzerte dort ein echter Geheimtipp für Musikliebhaber, die diesen Ort auch für seine besondere Akustik schätzen werden.«

»Ein Kloster?« Danilo sprang aus dem Bus und sah mir neugierig über die Schulter. »Dort drinnen Cello zu spielen, muss der Wahnsinn sein. Gibt's auch ein Bild?«

Ich blätterte die Seite um und entdeckte das Foto eines alten Klosters, dessen Ruine sich einem blauschwarzen Nachthimmel öffnete.

Als ich die Mauern des Gebäudes sah, zuckte ich zusammen, und als ich den Namen des kleinen Städtchens las, das auf der Landkarte nur wenige Millimeter neben dem Kloster lag, stolperte mein Herzschlag.

Viagello.

Das war der Name, der mir in dem Manuskriptauszug von Sol Shepard ins Auge gefallen war. Ich hatte ihn komplett vergessen, aber jetzt war der sonderbare Moment im Arbeitszimmer meines Vaters wieder vollkommen präsent.

Auch Trixie war zu uns rübergekommen.

»Habt ihr Lust, einen kleinen Umweg zu machen?«, hörte ich mich die beiden fragen. »Das Kloster sieht wunderschön aus und in der Nähe liegt ein kleiner Ort, den ich mir gerne anschauen möchte.«

»Und was gibt's da Spannendes?« Trixie tunkte ihren Mittelfinger in einen ihrer